

Marburger Literaturpreis 2000
Laudatio von Prof. Dr. Hannelore Schlaffer

„Die meisten Schriftsteller können erst nach dem Tod von der Literatur leben.“ Wer seine schriftstellerische Karriere mit dieser Feststellung beginnt, muss sie eigentlich sofort wieder aufgeben, wenn er dafür einen Preis erhält. Offensichtlich muss sich der Förderpreisträger Tobias Grüterich, der die eben zitierte Weisheit formuliert hat, auf doppelte Weise widerlegt sehen. Nicht allein, dass unsere Gesellschaft alles tut, um seinen Satz Lügen zu strafen: Sie richtet Literaturpreise ein, damit die Schriftsteller zu Lebzeiten etwas zu leben haben. Grüterichs Sentenz enthält aber auch die Hoffnung, dass für einen Schriftsteller ein Leben so recht erst nach dem Tod begännen, dass sein Werk also erst zähle, wenn sein Ewigkeitswert garantiert sei. Honorierte Kunst aber, zu der der Satz nun durch den Preis geworden ist, ist vergänglich. Jedoch: Auch Danae ist ja gerade dadurch, dass Ihr unverhoffterweise die Goldstücke in den Schoß fielen, zur ewigen, zur mythischen Figur geworden, und so bleibt zu hoffen, dass der Preisregen auch den jungen Schriftsteller Tobias Grüterich befruchten und sein zukünftiger Erfolg ihn zur Umformulierung seines finsternen Weltbildes veranlassen werde. Schließlich erhält Tobias Grüterich, der in Chemnitz geboren ist und heute in der Nähe von Gotha lebt, den Preis für seine Versuche in einer Gattung, dem Aphorismus, der mit der Wahrheit kokettiert, und so darf er ruhig einmal das eine sagen und es ein andermal widerrufen. Binsenweisheiten werden in dieser literarischen Form durch die pointierende Prägung zu Wahrheiten umgemünzt, diese Wahrheiten aber lösen sich durch den Witz der Formulierung wieder in Unglaubwürdigkeiten auf. Vielleicht hebt Tobias Grüterich die Wahrheit seines zunächst zitierten Aphorismus auf, indem er einen anderen, den er auch verfasst hat, wahr macht, der schlechthin für jeden Menschen gilt und also nicht minder für ihn: „Ich halte mich an jede Vereinbarung – mit mir“. Die Vereinbarung, die er mit sich getroffen hat, Schriftsteller zu werden, sollte er unbedingt erfüllen, denn so bestätigt es ihm der Preis, es lohnt sich finanziell für ihn und, so nimmt die Jury an, literarisch auch für seine Mitwelt.

Tobias Grüterich erhält den Preis für zwanzig Seiten, die er mit etwa 200 Aphorismen gefüllt hat. Er hat damit eine literarische Form gewählt, die nicht nur unter den Einsendungen für den diesjährigen Preis singulär war, sondern überhaupt in Deutschland selten ist. Einige wenige bedeutende Aphoristiker, von Lichtenberg über Jean Paul bis Marie von Ebner-Eschenbach, haben die Gattung hierzulande nicht aufwerten können. Zu ihrer Entstehung braucht es eine Kultur der Menschenbeobachtung und Medisance, wie sie im französischen Adel vorhanden war. La Rochefoucauld ist deshalb ihr Be-

gründer. Die Wahrhaftigkeit des deutschen protestantischen Bürgertums wollte sich auf das Risiko einer überspitzten Erkenntnis nicht so gerne einlassen. Der Aphoristiker überlässt es nicht dem lieben Gott, seine Mitmenschen zu be- und verurteilen. Er ist liberal genug, die Untugenden mit seinem Hohn zu beehren: „Toleranz: den anderen ihre Fehler nicht missgönnen.“ Menschenliebe ist eine Tugend, die sich der Aphoristiker tunlichst untersagen sollte: „Der Hass auf den Zeitgeist ist zeitlos“, heißt es deshalb bei Tobias Grüterich. Die Verpflichtung auf die Pointe verführt den Aphoristiker zum Witz, ja manchmal gar zum leeren Wortspiel, und auch Tobias Grüterich widersteht dieser Verlockung nicht immer: „Saurer Regen macht nicht lustig“, heißt es, oder, in einer Geistreichelei, die eigens für eine Universitätsstadt wie Marburg verfasst zu sein scheint: „Er stolpert über seine eigenen Fußnoten.“ Andererseits gelingt es Tobias Grüterich aber auch, mit nicht mehr als drei Worten das falsche Glück der Familienideologie zu entlarven, wenn er etwa sagt: „Nester sind Schmutzfänger.“ Die außerordentliche Knappheit fällt bei den Aphorismen dieses Preisträgers besonders ins Auge. In dieser Gattung, die auf Kürze verpflichtet ist, steigert er die Sparsamkeit zur Wortkargheit, ohne auf spitze Gedanken und schlaue Einsichten verzichten zu müssen. Über eine Zeile reicht sein Aphorismus kaum je hinaus.

Tobias Grüterich hat eine Berufsausbildung als Vermessungstechniker abgeschlossen. Der Preis, den er heute empfängt, ist Teil des Zertifikats, das er sich für dieses Studium verdient hat. Seine Aphorismen sind Vermessungen von Sprache, Gefühl und Geist in höchster Präzision.

Ich hoffe, dass man es einer Jury als Souveränität und nicht als Unentschlossenheit anrechnet, wenn sie, wie diesmal, drei so unterschiedliche Werke ausgezeichnet hat. Fiel Tobias Grüterich, der die artistische Gattung des Aphorismus bevorzugt, als Ausnahme unter seinen Mitbewerbern auf, die nur Lyrik und Prosa einreichten – das Leben hat, um ihn ein letztes Mal zu zitieren, schon wieder seinen Esprit widerlegt, der konstatiert: „Merkmal positiver Ausnahmen: Sie fallen nicht auf“ – ist also Tobias Grüterich als positive Ausnahme unter den Prosaisten doch aufgefallen, so sind auch die beiden Preisträgerinnen in Stil und Weltentwurf nicht unterschiedlicher zu denken. Beide gehen von einzelnen Figuren und Szenen aus, die in sich geschlossen sind, aber dennoch zu einem romanhaften Ganzen zusammenwachsen. Man könnte das so entstandene Werk einen additiven Roman nennen. Wollte man die beiden Autorinnen historisch einordnen, so wäre Kathrin Groß-Striffler in die Tradition des 19. Jahrhunderts, des poetischen Realismus, einzureihen, die 38-jährige Sibylle Berg zählt zur Generation eines neudeutschen Zynismus. Die eine, Groß-Striffler, verleugnet ihre

weibliche Betroffenheit nie, die andere, Sibylle Berg, weiß viel vom Rollenspiel der Geschlechter und kümmert sich doch kein bisschen darum.

Kritiker bedenken selten, dass die Qualität eines Werkes sich nur bei einem ganz spezifischen, ihm angemessenen Lesetempo entfaltet. Wer die Texte von Groß-Striffler diagonal lesen wollte, würde über die Schlichtheit des Ambientes, über die Einfachheit der Worte den Kopf schütteln; wer Sibylle Bergs Roman „Amerika“ Wort für Wort überdächte, ginge in der Banalität unter. Groß-Striffler schreibt bedächtig und braucht daher einen kontemplativen Leser, Sibylle Berg berauscht sich am Tempo, und nur wer über ihren Text hinfliegt, wird selbst vom Rausch erfasst.

Kathrin Groß-Striffler ist in Würzburg geboren, hat dort in den siebziger Jahren ein Studium der Anglistik und Romanistik absolviert und danach an Gymnasien unterrichtet. Erst nach der Heirat und der Erziehung ihrer Kinder begann sie zu schreiben; doch sind bislang nur einige wenige Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien zu verzeichnen. Die mit dem Preis ausgezeichneten Texte hat sie unter dem Titel „Unterholz“ gesammelt. Wäre die Kurzgeschichte nicht so durch und durch eine Gattung der neuen Welt und der neuen Zeit, so würde man die zwei- bis zehnteiligen Texte ihr zurechnen. Jedenfalls handelt es sich um kleine Zweipersonenstücke, Sketche, die immer traurig enden. Die Liebe, die erst gar nicht zustande kommen will, die Hochzeit, die nicht stattfindet, die Ehe, die zerbricht – das sind ihre Plots, die sich zunächst nicht allzu originell ausnehmen. Die weiblichen Figuren ziehen stets in stummer Verbitterung gegen die männlichen zu Felde, und eben diese Schweigsamkeit ist es, was die Idyllen, in denen sich die Paare angesiedelt haben, zur Hölle macht. Ob es nun die „Puppe“ ist, die dem Mann eine Geburtstagsfeier veranstaltet und verunstaltet, indem sie während ihrer fleißigen Verrichtungen beim Hin- und Herlaufen die Spur ihres blutenden Körpers auf den Boden zeichnet, so dass dann die feuchtfröhliche Gesellschaft bei ihrer Ankunft eine abstrakte Zeichnung und das makabre Gemälde ihres Innern auf dem Boden vorfindet; ob es die ewig Freundliche ist, die in aller Geschäftigkeit Kisten packt, von denen keiner weiß, was sie enthalten, und die eines Tages samt ihrem geheimnisvollen Gepäck spurlos verschwunden ist; ob es das Mädchen ist, das in nicht erklärbarem Übermut eine Meute Hunde loslässt und auf sich hetzt, um dann ihren Beschützer und Retter mit Verachtung zu strafen: Immer sind es die Frauen, die sich der friedlichen Vernunft der Männer in den Weg stellen. Eigentlich sind alle Szenen Vertreibungen aus dem Paradies, denn die Männer fühlen sich solange wohl in der Natur, bis die Störaktionen der Frauen einsetzen.

Es gelingt Kathrin Groß-Striffler, eindringlich diese Landschaften, diese Ruhestätten der Männlichkeit, zu beschreiben und kleine Gesten dort in magische Zeremonien zu verwandeln. Die Naturbeschreibungen erinnern in ihrer Einfachheit oft an Stifter. Fast meint man eine neue Version von „Tumalin“ vor sich zu haben in der Erzählung „Grünlechners Sehnsucht nach Nebel“, in der nicht gerade ein Rentherr, aber doch ein in sich versponnener Lehrer, obgleich er wachsam auf die Dinge der Welt achtet, ausgerechnet die Entfremdung seiner Frau nicht wahrnimmt. Die Erzählung beginnt mit einer Euphorie, die, das ahnt der Leser schnell, sträflich werden muss: „Er versuchte kräftig auszuschreiten, schließlich führte ihn der Weg von hier an nur noch den Berg hinunter, eine anstrengende Steigung war nun nicht mehr zu erwarten. Er hätte auch eine andere Route oder die Straßenbahn benutzen können, doch er wollte eben genau dies: die Stadt plötzlich und unvermutet vor sich sehen, wie sie sich im Morgenlicht streckte und wärmte. Seit Jahren begann er jeden Arbeitstag auf diese Weise, die Angewohnheit war ihm lieb und teuer geworden, und selbst heute versuchte er, das Gefühl wachzurufen, das ihn an jener Stelle immer überkam: Dies ist meine Stadt[...] Natürlich hatte es nicht immer Sonne gegeben, manchmal riss der Wind an seinem Schirm und peitschte ihm den Regen ins Gesicht, doch auch dann hatte er auf diesen Tagesanfang bestanden. Wenn unten im Tal der Fluss über die Ufer trat und an den Hauseingängen leckte, zog ihn dies womöglich noch mehr in seinen Bann, als es der Sonnenschein vermocht hätte, spürte er doch den Beginn drastischen Geschehens und wusste sich gleichzeitig in Sicherheit.“ Bald wird herausstellen, dass dieses Glück kein angenehmes, kein vertrauenswürdiges Gefühl ist, sondern eine Art Wohnungseinrichtung, die die Figur hartnäckig poliert, um sie immer sauber und glänzend erscheinen zu lassen.

Das Glück als obsessiver Traum ist auch das Thema von Sibylle Bergs Roman „Amerika“. Sie ist die einzige der Preisträger, die sich durch vorausgehende Publikationen einen Namen gemacht hat. 1997 erschien der Roman „Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot“, ein Jahr darauf ein zweites Werk „Sex II“, gerade eben ist der Roman „Gold“ erschienen.

Amerika ist Titel des Buches und Wunschtraum seiner Figuren. Menschen sind es nicht, die da ihre zwei Leben führen, einmal in der Welt der Normalität und einmal, im zweiten Teil, in der Traumwelt Hollywoods. Die Figuren, Raul, Bert, Karla, Anna und Maria, sind inspiriert von der Droge Hoffnung und diese läuft unter der Marke Amerika und Hollywood, um am Ende gar ihr neuestes Design in Jamaika zu erfahren. Im ersten Teil dieser Sammlung von Lebensbildern werden Hoffnungen enttäuscht, im zweiten führen genau dieselben Figuren dieses unwahrscheinliche Leben, das sie sich

erträumten, in Amerika vor, als wäre es wirklich. Der Hollywood-Gott, der ihnen alle Wünsche erfüllt, ist der Erzähler, dem an nichts weniger gelegen ist als an Realismus. Er ist ein Puppenspieler, der seine Marionetten immer wieder aus einem Freudentanz in einen Trauermarsch verfallen lässt. Ein Alltägliches, die normale Gangart, gibt es nicht. Für Hoffnung ist Alltäglichkeit die reine Negation. Gescheitert sind, und zwar im ersten Teil, die Tänzer dann, wenn sie die Normalität, und sei es eine gute und brauchbare, eingeholt und stillgestellt hat. In solcher Tiefe etwa befindet sich die „Puppe“ Karla: „Momente der tiefsten Erniedrigung bleiben im Gedächtnis erhalten, in ihrer reinen Schönheit, klar wie Gebirgsbäche, so kalt auch, und filigran wie ein Sonett. Die Jahre in Los Angeles, im Rückblick schmelzen sie zusammen auf wenige Tage, vielleicht auch nur Stunden, und die meisten davon waren nicht wirklich angenehm. – Die Erniedrigungen materialisierten sich zu einem Drei-Kilo-Klumpen Kot, auf Karla abgelegt. Schnell weg, die Gedanken zu etwas anderem. Schafe, Liebe, Sonne, da will sich kein Bild einfinden.“

Die Brutalität, mit der der Roman seinen Anfang nimmt und in die er wieder mündet, ist für die Puppen nicht Qual, sondern Steigerung ihrer Euphorie. Die eigentliche Qual ist die Enttäuschung, die die Wiederkehr des Immergleichen erzeugt. Brutalität ist nichts anderes als das Herauspeitschen von Empfindung aus tauben Fleisch. Und diese Taubheit ist das Unglück.

Leicht ließen sich diese Lebensbilder mit psychologischen Studien verwechseln. Immerhin könnte man sie als Darstellung des Widerstandes gegen das Erwachsenwerden lesen. Wie selten aber in einem Gegenwartsroman spricht hier ein „kalter Erzähler“, einer, der nicht wissen will, wovon er redet. Wegen ihrer Brutalität ist Sibylle Berg gelegentlich mit Elfriede Jelinek verglichen worden. Die Ungerührtheit aber, mit der hier erzählt wird, hat nicht das mindeste mit dem ewigen Leidwesen in Jelineks Romanen zu tun, das seinen Leser stets in gemütliche Schuldgefühle einbettet. Fühllosigkeit ist der Stil der neuesten Literatur, und diesen beherrscht Sibylle Berg perfekt. Kino und Kunst haben ihn vorgeführt, man denke an die Filme von Peter Greenaway oder die Bilder von Damien Hirst. Was sich in Bergs Roman wie Psychologie ausnimmt, wie Seelengemälde, ist vielmehr ein transzendentes Modell der menschlichen Irrtümer. Es stellt sich in einem Schauspiel aus Worten als ästhetischer Lebensentwurf der Figuren vor, dem das lesende Auge folgen soll, nicht das Herz und noch viel weniger das Gewissen. Andeutungen über das, was dem Leser Gefühl und Glaube bedeuten, werden zwar als Kunstpartikel eingesetzt. Wir wissen, wovon die Rede ist, deshalb muss es nicht genau beschrieben werden. Für diese Andeutungen, die sich im Laufe des Romans als ein Kunstganzes, als Stil erkennbar werden, braucht es keine

gewählte Ausdrucksweise. Der saloppe Ton, die Achtlosigkeit der Grammatik gegenüber sieht aus wie das Zitat einer Jugendsprache, die mit der Verrohung liebäugelt, sie drückt aber tatsächlich die Verachtung aus, die in diesem Text gegen alle Norm und Normalität, gegen Gefühle und Glaube gerichtet ist. Verachtung ist der Grundton dieser Texte. Eine böartige Lust treibt hier mit den Heiligtümern des Herzens Scherz und zieht alle erhabenen Gefühle durch die schnöde Art, in der darüber geredet wird, in den Staub. Wer sich dem Tempo des Romans überlässt, wer sich mit diesem Karussell aus Worten und Wünschen dreht, wird die Euphorie des Zerstörens als reinen Kunstgenuss erfahren.

Das alles klingt ein bisschen nach *poésie pure* und ist es auch. Die beiden Preisträgerinnen wählen so konträre Gesten, dass, müssten beide eine Antwort auf einen Aphorismus des Förderpreisträgers geben, diese völlig widersprüchlich ausfallen müsste. Bei Grüterich heißt es nämlich: „Ist der Verzicht auf amüsante Sinnlosigkeiten sinnvoll?“ Liest – oder besser – widmet man sich Kathrin Groß-Striffler, so würde man antworten: „ja!“ Berauscht man sich mit und an Sibylle Berg, so antwortet man: „nein!“

Angesichts des heutigen Festtages allerdings ist die zweite Antwort auf jeden Fall die richtige. Erfüllt sich nicht für alle drei Preisträger ein Wunschtraum? Sie können es nicht bestreiten: Hier und heute ist Hollywood in Marburg.

Marburg, den 9. Dezember 2000